

CHRISTINE ABBT

Offene Horizonte

Das Gestaltungspotential nicht-idealer Bedingungen

Der vorliegende Tagungsband des 26. Philosophicum Lech hat einen Haupttitel und einen Untertitel. Die nachfolgenden Ausführungen zielen auf den Haupttitel »Alles wird gut« und davon ausgehend auf Interpretationen des Idealen.

Konzeptionen des Idealen sind gegen Veränderungen abgedichtet. Denn was ideal ist, kann nicht verbessert werden. Obwohl Konzeptionen des Idealen also von Ausweglosigkeit und Enge gekennzeichnet sind, erscheinen sie häufig als erstrebenswert. Das Nicht-Ideale hingegen wird als problematisch wahrgenommen und negativ eingeschätzt. In den folgenden Ausführungen rücke ich das bemerkenswerte Gestaltungspotential nicht-idealer Bedingungen in den Blick. Es geht um offene Horizonte, welche im Nicht-Idealen gründen. Dabei beschäftigt mich vor allem die Frage: Warum ist es menschen- und lebensfreundlich und aus demokratischer Sicht unverzichtbar, die nicht-idealen Bedingungen zu fokussieren, um konkrete sozialpolitische Verbesserungen für alle zu erreichen? Meine Ausführungen zur Beantwortung dieser Frage sind in fünf Teile gegliedert:

1. Ideale und nicht-ideale Bedingungen
2. Kritik an idealen Theorien
3. »Theorizing the Non-Ideal«: Die Forderung
4. »Theorizing the Non-Ideal«: Mögliche Folgen
5. Gestaltungspotentiale nicht-idealer Bedingungen

Ich beginne also mit der Klärung, was unter idealen Bedingungen bzw. unter nicht-idealen Bedingungen zu verstehen ist.

Ideale und nicht-ideale Bedingungen

Um zu verdeutlichen, was als ideale Bedingungen in der Philosophie bezeichnet wird, hilft ein Blick auf ATHENE, die Göttin der Vernunft. Lorraine Daston, Wissenschaftstheoretikerin und Philosophin, schreibt in ihrem Buch *Wunder, Beweise und Tatsachen*: »Einem alten griechischen Mythos zufolge entsteigt Athene, die Göttin der Vernunft, ausgewachsen und in voller Rüstung dem Haupte ihres Vaters Zeus. Obwohl sie kein Waisenkind ist – ihre Eltern sind Zeus, der Blitzeschleuderer und Herrscher über die Götter, und Metis, die Göttin der praktischen Weisheit –, wird sie nicht aufgezogen; sie ist vollendet und autark von dem Moment an, wo sie mit einem Kriegsschrei in die Welt tritt.«¹ Athene hatte also keine Kindheit, keine Erziehung, keine Phasen der Entwicklung, sie wurde fix und fertig geboren. Ihre Geburt erscheint als ein ruhiger Akt des Entsteigens. Sie ist eine Göttin und entsprechend unsterblich. Werden und Vergehen sind Athene fremd. Sie bleibt aus eigenem Willen zudem der Sexualität gegenüber verschlossen. Sie war nicht Kind, nicht Gemahlin, nicht Mutter und auch nicht sinnlich Liebende. Daston schreibt: »Seit ihrer wundersamen Geburt aus dem Haupte des Zeus ist die Göttin der Vernunft vollständig, eine Erwachsene, ausgestattet mit all ihren Attributen.«²

Die philosophische Vorstellung von Vernunft ist in weiten Teilen der Philosophiegeschichte beeinflusst von diesem Mythos. Ebenso ist es das Bild vom Menschen, der in dieser Art vernunftfähig dargestellt wird. Es wird so getan, als ob die Vernunft ihrerseits ohne Geschichte und Biographie wäre, und es wird davon ausgegangen, dass Menschen Ver-

körperungen der Vernunft werden können oder es zu sein scheinen, so wie es der Erzählung über Athene entspricht. Menschen, die unabhängig und vollständig sind, ohne Geschichte, ohne Schmerz, Glück, Sehnsucht, Leidenschaften und Erfahrungen, ohne Vorlieben und Abneigungen, treffen dann in philosophischen Texten Entscheidungen, von denen angenommen wird, dass sie eine hohe Rationalität und Vernünftigkeit ausweisen, und vermutlich weisen diese Entscheidungen abstrakt besehen solche tatsächlich aus. Solange dabei nicht ausgeblendet wird, dass es sich um *ideale* und also nicht um konkrete, lebenswirkliche Situationen, Menschen und Entscheidungen handelt, ist das nicht problematisch. So lange vergegenwärtigt bleibt, dass zwischen Athene und sagen wir – Matilda – ein großer Unterschied besteht, könnten wir gelassen sein.

Matilda ist 57, geschieden, kinderlos, sie kümmert sich seit mehreren Jahren um einen schwerkranken Freund, hat selbst Rückenschmerzen, bezieht Sozialversicherungsbeiträge, hat Angst, selbst einmal von niemandem gepflegt zu werden, wählt eine Partei rechts der Mitte, da diese ihr Sicherheit verspricht, obwohl sie ebendiesen Parteipolitikern keine Führungsqualifikation zuspricht. Wir könnten auch von Liridona, David, Sabine oder von Pete sprechen. Bleiben wir jetzt aber einmal bei Matilda.

Matilda ist keine Göttin, sie hat eine Geschichte, ein konkretes Leben an einem bestimmten Ort in der Welt. Sie verfügt über Erfahrungen, Bindungen, Möglichkeiten und Engpässe und sie macht sich Gedanken über die eigene Zukunft. Matilda steht hier stellvertretend für eine konkrete Person. Es gibt Matilda zwar so nicht, sie ist entworfen ebenso wie Athene, aber Matilda scheint doch näher an konkreten Personen unserer Zeit. Wenn ich im Folgenden zwischen *idealen* und *nicht-idealen* Bedingungen unterscheide, dann habe ich grob gesprochen diese zwei Frauenfiguren im Blick.

Ideale Bedingungen sind verkörpert in Athene: keine Ge-

schichte, keine Biographie, keine Situiertheit, hingegen Unsterblichkeit, Unabhängigkeit, bindungslos und frei von Verantwortlichkeiten, stets offen für Rationalität und Vernunft, für Fairness und Langfristigkeit, für Gedankenexperimente, gute Argumente und neue Erfahrungen im Gespräch. Nicht-ideale Bedingungen zeigen sich an Matilda: Sie hat eine Geschichte, eine Biographie, sie ist sterblich und verletzlich und hat ab und zu Angst vor dem Tod, sie ist vielfältig abhängig, hat Verantwortlichkeiten und Gewohnheiten, ist teilweise offen für Rationalität und Vernunft, teilweise offen für Fairness und Langfristigkeit und teilweise offen für Gedankenexperimente, gute Argumente und neue Erfahrungen im Gespräch. Manchmal ist sie auch eifersüchtig, depressiv, narzisstisch, machthungrig, wütend, maßlos liebend, fürsorglich, widersprüchlich, müde, erschöpft, überfordert und vieles mehr.

Lorraine Daston weist in ihrer Untersuchung nach, inwiefern auch Athene durchaus eine Geschichte hat, inwiefern die Vernunft ihrerseits historische Auftakte aufweist und Entwicklungen unterliegt. Daston schreibt Athene mit ihren genauen Studien eine *Biographie*. Ich mache mich im Unterschied dazu daran, das Potential des Nicht-Idealen als Ausgangspunkt der Theoriebildung zu erkunden und rücke also Matilda statt Athene ins Zentrum. Ich frage, was durch diese Verschiebung passiert oder passieren kann, was sich verändert oder möglich wird.

Das Ideal der Vernunft nach Athene wird nicht verabschiedet, aber Anfälligkeiten oder Fehlinterpretationen im Zusammenhang damit sollen reflektiert werden. Durch die Gegenüberstellung von Athene und Matilda und die Verschiebung des Augenmerks hin zu Matilda wird zweierlei problematisiert: erstens die Behauptung einer Identität zwischen ideal und konkret/tatsächlich, und zweitens die Behauptung, das angestrebte Ideal sei allen gleichermaßen zugänglich und zuträglich. Den Blick auf die nicht-idealen

Bedingungen zu richten, bedeutet dagegen, eine Differenz zwischen idealisierter und tatsächlicher Lebenswirklichkeit anzuerkennen und auf dieser Differenz zu beharren. In der Gewichtung dieser Unterscheidung, in der Vergegenwärtigung der Nicht-Identität, wird sodann ein Gestaltungspotential verortet. Wo das Vorgefundene als vollkommen ausgegeben wird, kann Verbesserung weder gedacht noch umgesetzt werden. Erst die Vertiefung der Differenz zwischen Ideal und konkreter Lebenssituation ermöglicht eine gemeinsame Suche nach konstruktiven Veränderungen. Die gesellschaftlichen Horizonte und demokratischen Spielräume profilieren und öffnen sich nicht im Kontext des Idealen, sondern auf dem Boden des Nicht-Idealen.

Kritik an idealen Theorien

Die Geschichte der Demokratie gründet in ihren ersten Ausprägungen in eben dieser Unterscheidung zwischen konkreter Lebenswirklichkeit auf der einen Seite und dem Hinweis auf unausgeschöpfte Möglichkeiten andererseits. Es war Solon, der diese Unterscheidung markierte und damit noch vor den ersten demokratischen Ordnungen im antiken Griechenland ein Denken einführte, welches überhaupt erst den Weg für das demokratische Selbstverständnis ebnete.

Die Person Solon war für diese Entwicklung wichtig.³ Solon machte einflussreich darauf aufmerksam, dass es wohl eine rechte Ordnung gebe, dass aber die vorgefundene Ordnung jener nicht gleiche. Solon deutete mit dieser Einschätzung also an, dass die bestehende Ordnung nicht der bestmöglichen Ordnung entsprach und damit auch, dass es verschiedene Ordnungen geben kann – etwas, was vorher nicht verbreitet und vermutlich nicht denkbar gewesen war. Denn lange galt das, was war, als notwendige Ordnung, als gegebene und einzig mögliche, richtige, sogar als die beste. Mit

Solon änderte sich das. Zwischen vorgefundener Ordnung und möglicher Ordnung markierte Solon eine Differenz: Das was ist, ist nicht das Beste! Es kann und soll anders werden, die Probleme, nämlich damals der drohende Bürgerkrieg, sollten angegangen werden, und zwar von den Menschen selbst. Diese neue Sicht ebnete dem demokratischen Gedanken einer gemeinsamen Suche nach der gerechten und guten Ordnung und der Vorstellung von Mitbestimmung den Weg. Dass das Vorgefundene nicht das Bestmögliche sei, dass es besser werden könne, sind Sichtweisen, die einerseits in einem Spannungsverhältnis zu Vorstellungen einer gottgegebenen, unveränderlichen Ordnung stehen und zudem andererseits auch in einem Spannungsverhältnis zu totalitären Staatsordnungen, in denen Kritik am Bestehenden als Verrat bezichtigt wird. Solange das Vorgefundene als unveränderlich, als nicht gestaltbar oder als das einzig Richtige und in jedem Fall nicht Befragbare und Bestmögliche aufgefasst wird, kommen demokratische Prozesse nicht oder nur schwierig in Gang. Auch heute, jetzt, in diesem Moment, wird an Orten der Welt Solons frühe Perspektive abgelehnt, und es hat brutale Konsequenzen für jene, die darauf hinweisen, dass das, was ist, nicht das Bestmögliche umfasst. Unter verabsolutierender Perspektive muss das, was ist, das Beste sein. Notwendigkeit und Möglichkeit müssen um jeden Preis zusammenfallen. Kritik gilt in totalitären Ordnungen nicht als Ansporn und Chance, sondern als Verrat. Offene Horizonte erscheinen unter vermeintlich idealen Bedingungen als Bedrohung statt als Ermöglichung. Der Wille zur Verbesserung und die Hoffnung darauf, dass Verbesserung in der Welt gelingen kann, erscheint bei Solon als eine neue Sichtweise und Praxis, mit der soziale Möglichkeiten kenntlich wurden. Erst später in demokratischen Kontexten wurde fassbar, wieviel Anstrengung, Umsicht und Pflege es bedarf, um diese Möglichkeiten zur Verbesserung stets von Neuem offenzuhalten.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gibt es prominente Kritiker:innen, die sich mit solcherart geschärftem Blick auf die in weiten Teilen der westlichen Gesellschaft vorherrschende Idee der Vertragstheorie beziehen. Virginia Held⁴, Carole Pateman⁵ oder Charles W. Mills⁶ heben in den 80er und 90er Jahren hervor, dass es sich bei der Vertragstheorie um eine ideale Theoriebildung mit fatalen Folgen in Bezug auf Gerechtigkeit handelt. Die drei Denker:innen argumentieren, dass Vertragstheorien den Blick für soziale Wirklichkeiten verstellen, weil dabei so getan werde, 1. als ob das Vertragsmodell identisch sei mit der konkreten gesellschaftlichen Wirklichkeit und zudem 2. als ob das darin vorgestellte Ideal allen gleichermaßen zugänglich und gleichermaßen zuträglich sei.

Die Vertragstheorien schließen an die Haltung von Solon an. Im Vertragsgedanken wird der handelnde Mensch zum sozialpolitischen Akteur. Durch Deliberation und Einsicht, durch Anstrengung und Annäherung schafft es der Einzelne im Zusammenschluss mit anderen, sich aus dem Naturzustand in einen Gesellschaftszustand zu befördern. Die Vertragstheorien gehen stets von einer starken Gestaltungsmöglichkeit der Menschen aus. Worauf also richtet sich die Kritik von Virginia Held, Carol Pateman und Charles W. Mills?

Held, Pateman und Mills kritisieren nicht die Handlungsspielräume von Menschen, sondern weisen verfälschende Idealisierungen zurück. Kritisiert werden:

- Das in den Vertragstheorien gezeichnete idealisierte Menschenbild. (Der Mensch erscheine ausschließlich als ein *homo oeconomicus*, unabhängig, gleichberechtigt, ohne existentielle Nöte, ohne Verantwortlichkeiten.)
- Das in den Vertragstheorien gezeichnete Verständnis von Beziehungen. (Beziehungen existierten bereits, sie würden nicht neu gestiftet. Beziehungen seien zudem häufig oder sogar meistens nicht symmetrisch.)

- Das allgemeine Vertrauen in den Vertrag als Instrument der Legitimation. (Verträge perpetuierten Herrschaftsverhältnisse, statt solche zu verändern. Der Vertrag diene statt zur Befreiung zur Verschleierung von Unterdrückung.)
- Die idealisierte Inklusionswirkung des Vertrags. Die Vertragsschlüsse umfassten exakt betrachtet eine Exklusionswirkung. (Nicht alle seien bei der Festlegung eines Vertrags dabei, nicht alle seien mitgemeint, mitbedacht. Manche würden sogar gezielt ausgeklammert.)
- Der selektive Blick auf nur einzelne und nur bestimmte Verträge. Manche Verträge, die eindeutig Ungleichheitsverhältnisse bekräftigten, würden einfach übersehen, so belassen und verstetigt. (Etwa der Ehevertrag oder auch der Arbeitsvertrag blieben unbeachtet und stifteten weiterhin grundlegende Ungleichheitsverhältnisse.)

Diese Kritikpunkte zielen auf eine fehlerhafte Darstellung der Bedingungen für eine Vertragsbildung in dem Sinne, dass hier in den Vertragstheorien vorwiegend Athene und also ideale Bedingungen angenommen werden anstatt Matilda und mit ihr nicht-ideale.

Eine andere Kritik richtet ihren Fokus darauf, dass jene, die mit den Vertragstheorien arbeiten und argumentieren, die Idealität von Vertragstheorien nicht offenlegen, sondern sie als Modell für die Wirklichkeit einsetzen. Insbesondere Pateman und Mills fordern demgegenüber einen *Sexual* bzw. einen *Race Contract*, mit denen keine soziale Wirklichkeit geschaffen, sondern die konkrete soziale und politische Ungleichheit sichtbar gemacht werden kann.

Eine dritte Stoßrichtung der Kritik zielt allgemein auf ideale Theorien als Ausgangspunkt für eine Theoriebildung. (Mills hat hier vor allem die Theoriebildungen von John Locke und John Rawls vor Augen). Held, Pateman und Mills lokalisieren das Problem idealer Theorien unter dieser Perspektive

nicht in den Theorien, sondern bei der Rolle und Funktion, die ihnen zugesprochen wird. Die Annahme, dass die beste Möglichkeit, sich einem Ideal zu nähern, bedeute, das Ideal selbst als Ausgangspunkt zu nehmen, lehnen sie ab. »Ideal theory claims that starting from the ideal is at least the best way of realizing it.«⁷ Demgegenüber schlagen Held, Pateman und Mills eine Theoretisierung des Nichtidealen vor und fordern, die nicht-idealen Bedingungen als Ausgangspunkt zu wählen. »... the best way of realizing the ideal is through the recognition of the importance of theorizing the non-ideal.«⁸ Der Ausgangspunkt für eine tatsächliche Verbesserung der Gleichheitsbedingungen aller Menschen bietet in den Augen der Kritiker:innen keine ideale Theorie, sondern eine Theoretisierung des Nicht-Idealen.

»Theorizing the Non-Ideal«: Die Forderung

Mills beginnt seinen Vorschlag einer Theoretisierung des Nicht-Idealen zuerst mit einer weiteren Verdeutlichung seiner Kritik an idealen Theorien. Ideale Theorien, so Mills Vorwurf, gründen, wie wir bereits gesehen haben, auf vielfachen Idealisierungen, die Blindheit voraussetzen und Verfälschungen beinhalten. Mills nennt zur Verdeutlichung folgende:

- *idealized social ontology* (Das Menschenbild ist abstrahiert von allen Herrschaftsverhältnissen. Alle Menschen werden als gleich frei und fähig imaginiert.)
- *idealized capacities* (Sogar Privilegierte sind von den imaginierten Anforderungen überfordert.)
- *silence on oppression* (Ideale Theorien überdecken nicht-ideale Bedingungen. Exklusion, Unterdrückung und Diskriminierung werden systematisch ausgeblendet.)

- ideal social institutions (Institutionen wie Familie, der Markt, das Steuer-, Gesundheits-, Bildungs- oder Rechtssystem werden als *neutral* beschrieben, obwohl sie es nicht sind; negative Folgen dieser Neutralisierung werden nicht angesprochen.)
- idealized cognitive sphere (Die spezifischen Folgen von ökonomischen Nachteilen und Unterdrückung von Leid und Gewalt auf die kognitiven Fähigkeiten von Personen werden ausgeklammert und totgeschwiegen.)
- strict compliance (Es wird von einer immerwährenden Bereitschaft zum Mitmachen ausgegangen. Formen des Widerstands werden damit bereits als eine nicht integrierbare Störung taxiert, die in der Folge kriminalisiert oder pathologisiert werden.)

Mills endet seine Auflistung mit folgender Ansprache an die Leserschaft: »Now look at this list, and try to see it with the eyes of somebody coming to formal academic ethical theory and political philosophy for the first time. Forget, in other words, all the articles and monographs and introductory texts you have read over the years that may have socialized you into thinking that this is how normative theory should be done. Perform an operation of Brechtian defamiliarization, estrangement, on your cognition. Wouldn't your spontaneous reaction be: How in God's name could anybody think that this is the appropriate way to do ethics (or political philosophy)?«⁹ Nach Mills ist diese Reaktion richtig und wünschenswert. Sie wird als Beginn der Bemühung um einen nicht-idealen Ansatz vorgestellt, mit dem Verbesserungen überhaupt erst zur Diskussion kommen und im besten Falle eingeleitet werden können.

Die Theoretisierung des Nicht-Idealen gründet bei Mills in der Anerkennung der Fehleranfälligkeit idealer Theorien und im ernsthaften Bemühen um Nicht-Idealisierungen. Vier Kriterien bzw. Merkmale sind dabei nach Mills im Blick

zu halten, damit das Gestaltungspotential nicht-idealer Bedingungen tatsächlich freigelegt werden kann:

- Verzicht auf Idealisierung ist nicht gleichzusetzen mit Fatalismus. (Dazu ist die Unterscheidung zu vergegenwärtigen zwischen einem Ideal nachstreben und eine ideale Theorie machen («appeal to an ideal does not mean doing ideal theory»). Eine nicht-ideale Theoriebildung orientiert sich durchaus an Idealen, etwa an jenen von Gleichheit und Freiheit aller. »Nonideal theory can and does also appeal to an ideal.«¹⁰)
- Verzicht auf fehlerhafte Abstraktionen ist nicht gleichzusetzen mit dem generellen Verzicht auf philosophische Abstraktion. (Nicht-ideale Theoriebildung bedient sich der philosophischen Sprache und verzichtet nicht auf allgemeine Begriffe. Nicht-ideale Theorien sind ihrerseits Theorien, allerdings solche, die um das Risiko von Abstraktionen wissen und dieses Wissen kritisch in die Theorien miteinbeziehen.)
- Darum kann sich eine Theorie des Nicht-Idealen keineswegs nur an der Empirie, an empirischen Ergebnissen, orientieren. Das wäre zu kurz gegriffen. Vielmehr muss eine Theoretisierung des Nicht-Idealen als ein fortlaufender Prozess gedacht werden, als ein Blick, der selbst-reflexiv stets auch auf das eigene Sehen und Wahrnehmen gerichtet bleibt und diese fortlaufend einer Kritik unterzieht, in dem Sinne, dass gefragt wird: Was wird in Bezug auf Unterdrückung und Ausschluss, in Bezug auf Abwertung nicht gesehen, sondern fortlaufend vielleicht sogar unbemerkt und ungewollt ignoriert. Welche Untersuchungen werden gemacht, welche Fragen gar nicht erst gestellt, welche Fragen erhalten keine Unterstützung, etc.? Eine Theoretisierung des Nicht-Idealen fragt also auch noch und unbedingt bei den Sozialwissenschaften nach deren epistemischer Blindheit.

- Und zuletzt, aber grundlegend: Nicht-ideale Theoriesätze unterscheiden zwischen normativen und modellartigen Idealen (»ideal as normative« vs. »ideal as model«). Mills hebt hervor, dass nicht-ideale Ansätze nicht auf Ideale als normative verzichten, dass sie aber Ideale verstanden als Modelle zurückweisen. Ideale bieten normative Orientierungen, aber sie sind keine fertigen Modelle, denen die soziale Wirklichkeit gleichgemacht werden soll.

Die Unterscheidung zwischen »ideal as normative« und »ideal as model« ist zentral und hat weitreichende Konsequenzen. An einer Errungenschaft in der demokratischen Ideengeschichte kann aufgezeigt werden, wie gravierend es ist, ob ein Ideal als normative Orientierung verteidigt wird oder als Modell. Bei der Errungenschaft denke ich an das wichtige, politische Instrument der Gewaltenteilung, wie es von John Locke und von Montesquieu grundgelegt und vorgeschlagen wurde. Ich möchte zeigen, warum wir zur Verteidigung dieser Errungenschaft auf Montesquieus Konzeption referieren sollten und nicht auf jene von Locke. Montesquieu werde ich dabei in Absetzung zu Locke als einen Theoretiker des Nicht-Idealen vorstellen.

»Theorizing the Non-Ideal«: Mögliche Folgen

Die Forderungen nach Gewaltenteilung bei Locke und Montesquieu entsprechen sich nur teilweise. Mit der Unterscheidung, die Mills einführt, kann darüber hinaus eine entscheidende Divergenz kenntlich gemacht werden. Während nämlich Locke Gewaltenteilung als *ideal as model* versteht und begründet, finden wir bei Montesquieu Gewaltenteilung als *ideal as normative* ausgearbeitet. Was das bedeutet und was daraus resultiert, werde ich nun weiter erläutern.

Wenn wir heute von Gewaltenteilung sprechen, dann zielt das allgemeine Begriffsverständnis auf die Aufteilung und Trennung der Staatsfunktionen von Rechtsetzung, Vollzug und Rechtsprechung. Das allgemeine Ziel dabei ist die Beschränkung und Kontrolle staatlicher Macht. Als theoretische Begründer werden gemeinhin Locke¹¹ und Montesquieu¹² genannt. Beide Philosophen unterstreichen gutbegründet die Notwendigkeit institutioneller Gewaltenteilung und also der Unabhängigkeit von Legislative und Exekutive. Während bei Locke mit dieser Trennung die Forderung der Gewaltenteilungslehre allerdings abgeschlossen ist, bildet diese bei Montesquieu erst den Ausgangspunkt für noch viel weiter gefasste Forderungen. Bei Montesquieu wird ein Verständnis entworfen und bestimmt, welches es ermöglicht, Gewaltenteilung sowohl als institutionellen Zustand als auch als kritische und transformative soziale Praxis zu denken. Das Ideal der Gewaltenteilung wird anders als bei Locke bei Montesquieu nicht eingelöst, sondern es bleibt als normative Forderung unablässig bestehen.

Der Begriff der Gewaltenteilung bei Montesquieu bleibt defizitär ausgelegt, wenn er nicht in einen engen Zusammenhang mit Montesquieus Machttheorie gerückt wird und diese wiederum findet insbesondere auch in *Lettres Persanes* vollumfänglichen Ausdruck.

Im Briefroman wird Montesquieus tiefe Skepsis gegenüber jeder Form ungehemmter Machtentfaltung sichtbar und plausibel. Auf vielfältige Weise wird literarisch vermittelt, dass ein großes Machtgefälle stets dazu verleitet, missbraucht zu werden. Dabei gibt es für Montesquieu keinen machtfreien Raum. Macht verstanden als wirksame Wechselwirkungen zwischen Menschen ist stets gegeben. Das Problem entsteht, wo sich Macht massiert und monopolisiert. Wenn das Gleichgewicht massiv außer Kraft gesetzt wird, sind Willkür und Despotismus die Folgen. Mit Ausrufezeichen wird bei Montesquieu der abstrakte Imperativ erhoben, ge-

gen jede Machtentfaltung misstrauisch zu sein, unabhängig davon, von wem die Macht ausgehe oder wofür die Macht eingesetzt werde. Denn die Analyse der historischen Beispiele und jene der eigenen Zeit lassen nach Montesquieu nur einen Schluss zu: Es gibt, und zwar ohne jede Ausnahme, keine gute Alleinherrschaft, keine rechtfertigbaren unbeschränkten Befugnisse – von niemandem über niemanden. Der machtkritische Imperativ von Montesquieu, stets auf der Hut gegen Machtmonopolisierung zu sein, mutet pessimistisch an. Gleichzeitig bildet er die Grundlage für die konstruktive Forderung nach Gewaltenteilung. Allerdings, und auch da setzt sich Montesquieu dezidiert von John Locke ab, auch die Gewaltenteilung hebt das Problem der nicht zu erreichenden Gerechtigkeit nicht auf.

Gewaltenteilung ist bei Montesquieu keine Einrichtung, die eine ideale Situation einleitet und eindeutig festgelegt, sondern sie umfasst eine allgemeine Aufforderung und Praxis, stets aufmerksam zu sein und zu bleiben gegen jede extreme Machtasymmetrie. Anders als bei Locke, bei dem die Gewaltenteilung institutionell vollständig eingelöst werden kann, bleibt bei Montesquieu der Imperativ unerfüllt. Gewalten sind fortlaufend zu teilen! Zu viel Machtballung gereicht nicht zum Wohle möglichst aller. Dabei kann es ändern, wo, wie oder bei wem sich die Macht konzentriert ansammelt, wo ein Machtmonopol entsteht.

Gewaltenteilung bei Montesquieu umfasst also zum einen und unbedingt gefordert die Trennung und Unabhängig von Legislative, Exekutive und Judikative, und zum anderen und darüber hinaus stets auch die Forderung an alle, machtensibel zu bleiben und Ausgleiche und Instrumente der Gewaltbalance zu erfinden, anzustreben und durchzusetzen. Etwa die Amtszeitbeschränkung kann als ein Instrument genannt werden, das im Sinne von Montesquieu eine Machtbalance bewirken soll. Amtszeitbeschränkungen legen fest, dass nach vier oder fünf oder acht Jahren, je nach Regelung,

eine Person ihr Amt ablegen muss und zwar in jedem Fall, ohne Ausnahme und unabhängig von der Qualität der Machtausübung.

Montesquieu macht zum Ausgangspunkt seiner Ausarbeitung weder die Vernunft noch eine ideale Welt oder einen idealen Gott. Der Briefroman ist daher exakt betrachtet auch die genau richtige Form für die Rechtfertigung der normativen Forderung. Es gibt darin keinen auktorialen Erzähler, keine neutrale, wissende Instanz, sondern nur konkrete Stimmen in Briefen, persönliche Berichte, allesamt mit Namen, Ort und Zeitpunkt des Verfassens der Texte versehen. Beim Lesen ist stets überdeutlich, wer aus welcher Perspektive schreibt. Die Erkundung der politischen und kulturellen Zustände beginnt im Roman zudem auch nicht bei der Beschreibung eines früheren oder möglichen Naturzustandes, sondern die Machtanalyse setzt mit dem Aufbruch zur Reise ein. Die beiden reisenden Hauptfiguren kommen aus einer klar definierten Ordnung, jener des Serails, und finden durch die Konfrontation mit Anderem und Neuem zu einer Reflektion über Gesellschaftsordnungen, deren Besonderheiten, Vor- und Nachteile. Die letzte, die im Roman übrigens ihre Stimme erhebt, ist eine Frau. Roxane, die Ehefrau der Hauptfigur rechnet im allerletzten Brief mit der Ordnung, in der sie leben muss, ab. Sie kritisiert die krasse Ungleichheit zwischen sich und ihrem Mann und bezichtigt den Ehevertrag als Unterwerfungsvertrag. Roxanes Brief formuliert lange vor Carol Patemans Text *The Sexual Contract*, inwiefern Verträge nicht in jedem Fall Wechselseitigkeit und Gleichheit garantieren, sondern wie daraus im Gegenteil, ebenso Unterdrückung und Unterwerfung resultieren können.

In Montesquieus Texten wird deutlich, was es bedeutet, nicht-ideale Bedingungen als Ausgangspunkt zu wählen und davon ausgehend, Verbesserungen vorzuschlagen, die normative Orientierung bieten, ohne ihrerseits wieder Unter-

drückungsverhältnisse festzuschreiben. Während sich mit Locke die Frage der Gewaltenteilung nicht auch auf Fragen etwa der Medien oder des Markts beziehen lassen, weil Locke das Ideal der Gewaltenteilung modellhaft verteidigt, zielt Montesquieus Verständnis eines normativen Ideals direkt auch auf all diese Bereiche und Fragen, eben weil hier das Ideal als normative Orientierung konzipiert ist, das anzustreben bleibt, aber nicht vollständig einzuholen ist. Mit Rekurs auf die Forderung nach Gewaltenteilung bei Montesquieu können und müssen wir uns darum etwa auch fragen, wie wir zu unseren Informationen kommen, welche Medien wem gehören, wem zugänglich sind oder nach welchen Kriterien Informationen beurteilt werden. Wir können und müssen uns mit Blick auf Montesquieus Konzeption von Gewaltenteilung auch fragen, wie der Markt wirkt, welche destruktiven Auswirkungen er auf wen hat, warum es keine internationale Vermögenssteuer gibt und wie dagegen angegangen werden kann. Und dieses Fragen darf zu keinem Stillstand kommen, denn die Machtverhältnisse können sich ändern und mit ihnen die Fragen. Heute etwa muss sich eine Machtanalyse zwingend auch auf Fragen von Digitalisierung oder KI beziehen oder auf Ressourcen in einer geteilten Welt. Eine Machtbalance ist ebenso möglich wie eine Despotie. Starke Demokratien sind auf das gemeinsame Bemühen um die Prinzipien von Freiheit und Gleichheit und auf den fortgesetzten gemeinsamen Willen zum Machtausgleich angewiesen.

Gestaltungspotentiale nicht-idealer Bedingungen

Damit komme ich zum Schluss. Montesquieu und Mills fordern den Blick zu schärfen für das Unvollkommene, das Nicht-Ideale, das, was nicht gut ist und allenfalls auch anfällig und korrumpierbar bleibt. Erst davon ausgehend sehen sie echte sozialpolitische Verbesserungen als mögliche an. In keiner Weise sind sie dabei fatalistisch, im Gegenteil zielen beide auf einen angemessenen Umgang mit der sozialen Lebenswirklichkeit und halten an Idealen fest wie etwa Freiheit, Gleichheit, Gewaltenteilung, Gleichheit vor dem Gesetz, Machtbalance oder Angemessenheit, um nur einige zu nennen. Beide Denker vertiefen in ihren Überlegungen die Differenz zwischen konkreter Lebenswirklichkeit und Vorstellungen des Idealen. Gesellschaftliche Horizonte und demokratischer Spielraum weiten sich, so legen beide Denker nahe, wo diese Differenz vergegenwärtigt bleibt. Wer hingegen so tut, als sei das Ideal eingelöst oder alles perfekt, unterliegt einerseits einer Täuschung und schwächt andererseits die demokratischen Möglichkeiten ebenso wie jene, die die Apokalypse beschwören. In diesen Fällen wird eine Auseinandersetzung über die konkreten Probleme aus dem demokratischen Raum gedrängt und das Streben nach Verbesserung gelähmt oder ausgeschaltet, sowohl auf individueller als auch auf sozialer und politischer Ebene.

Die zärtliche Verheißung der Tagung lautet: Alles wird gut. Wird Matilda also eines Tages Athene? Ich denke nicht. Sollte Matilda dazu gezwungen werden, sich als Athene zu begreifen? Das wäre philosophisch und politisch verfehlt, wie ich zu zeigen versuchte. Das Gestaltungspotential von Demokratien gründet in der Anerkennung nicht-idealer Bedingungen und orientiert sich normativ an den Prinzipien von Freiheit und Gleichheit aller und am gemeinsamen Willen, dahingehende Verbesserungen anzustreben und zu realisieren. Das geschieht aus demokratischer Perspektive im Wis-

sen darum, dass dieser Prozess des Suchens einer Machtbalance zu keinem Abschluss kommen kann, sondern unablässig zusammen fortgesetzt werden muss.

Anmerkungen

- 1 Lorraine Daston: *Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität*, Frankfurt a. M. 2001, 7.
- 2 Ebd.
- 3 Auf die Rolle von Solon gehe ich ausführlicher ein in: C. Abbt: »Demokratisches Selbstverständnis. Historische Entwicklungen und systematische Grundlagen«, in: *Jahrbuch Politisches Denken*, hg. v. H. Kraus, F. Kroll, P. Nitschke, E. Odzuck, M. Schwarz, Berlin 2023, 171–189.
- 4 Virginia Held: »Non-Contractual Society: A Feminist View«, in: M. P. Hanen and K. Nielsen (eds.): *Science, Morality, and Feminist Theory*, Calgary 1987.
- 5 Carole Pateman: *The Sexual Contract*, Stanford 1988.
- 6 Charles W. Mills: *The Racial Contract*, Ithaca/NY 2022.
- 7 Charles W. Mills, »Ideal Theory« as Ideology«, in: *Hypatia*, Summer, 2005, Vol. 20, No. 3, 165–184, hier: 168.
- 8 Ebd. 166.
- 9 Ebd. 169.
- 10 Ebd. 171.
- 11 Vgl. John Locke: *Zweite Abhandlung über die Regierung*, Leipzig 2010. Ders.: *Two Treatises of Government*, London 1823.
- 12 Vgl. Montesquieu: *Persische Briefe*, Leipzig 2017. Ders.: *Lettres Persanes*, Paris 1875. Ders.: *Vom Geist der Gesetze*, Berlin 1950. Ders.: *De l'esprit des lois*, Paris 1995.